Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937
1922

164 (16.6.1922) Wandern und Reisen

Visual Library

Nummer 8. Beilage zum Karlsruher Tagblatt 16. Juni 1922.

Am Herzen der Heimat.

V.

Durlach.

Vom Jukundus Bruttler.

(Schluß.)

Wenn man vor hundert Jahren von Karlsruhe aus nach Durlach wanderte, fand man am Ende der schnurgeraden Allee aus italienischen Pappeln, die Großherzog Karl Friedrich nach Napoleonischem Muster (?) anpflanzen ließ, das Bienleinstor als Eingangspforte zur immer noch bewehrten Stadt Durlach; es trug einige Inschriften, die Bezug auf Teuerungen hatten und in ihre Art „Inderziffern" lieferte. Wenn das Bienleinstor nicht schon längst abgerissen wäre, gäbe es heuer artige Gelegenheit, weitere hübsche Teuerungszahlen, die übrigens den Durlacher Landwirten weniger weh täten als uns Stadtmäusen, hinzuzufügen. Auf dem Ostausgang, also gegen Grötzingen zu, stand ehedem das Blumentor, am Ende der heutigen Adlerstraße, früher große Rappengasse genannt und von Alt-Durlachern jetzt noch so bezeichnet, das Ochsen- oder Pfinztor, endlich im Südostende das gegenwärtig allein noch ragende Basiertor. Um dieses, durch die Tore ungefähr umrissene, Stadtbild zog sich die Stadtmauer, von denen ganz geringe Reste zu meiner Bubenzeit im Mauerloch (Schlachthausstraße) noch gerne aufgestöbert und mit abenteuerlichem Leben erfüllt wurden. Vor der Stadtmauer zog sich wie anderwärts der sogenannte Zwinger, vor diesem wiederum der Stadtgraben. In den friedlichen Zeiten war all das aber nur schöne mittelalterliche Dekoration, der Zwinger gab das Gelände für die Gärten ab, aus denen Durlachs Bevölkerung seit je (und darum als Lätschebach im Volksmund berühmt) sein Gemüse zog und nach auswärts, hauptsächlich nach Karlsruhe, verkaufte. Durlach hatte vor hundert Jahren etwa 4000 Einwohner; es muß ein urbehaglich philiströses Leben im alten Festungsstädtle gewesen sein. Schlagbäume, Stadtmauern, Türme, Bastionen und Schilthäuschen, Zwingel, Gräben, Riegel, Werren und andere Gebäude zur Wehr gaben der Stadt sicherlich ein artiges pseudokriegerisches Spitzweggesicht. Auch die Bewohner neigten ehedem zur beschaulichen Idylle, nur das Mundwerk der echten Durlacher war immer flott und spottfroh. Eine solche Unmenge Uebernamen gab es wohl nur selten als in der Pfinzgaumetropole. Diese Uebernamensucht hatte sich noch in den achtziger Jahren, da ich dort Schüler war, wohl erhalten gehabt, und ich weiß noch heute viele davon, deren beste leider nicht druckfähig sind, denn der Durlacher führt eine äußerst bildhaftnaturalistische, mit derben, schwäbischen Elementen durchsetzte Sprache!

Nehmen wir nochmals den Spaziergang von der Karlsruher Seite aus vor einem Jahrhundert auf, so wenden wir uns zur Rechten nach dem Amalienbad, das heute noch viele Karlsruher Besucher im Gedächtnis haben, obwohl es von der Gritznerschen Fabrik verschluckt worden ist. Ehedem war das Amalienbad eine Waschbleiche, dann eine Seidenraubenzuchtanstalt. Man versuchte nämlich vor einem Jahrhundert in dem Gelände vom Amalienbad gegen Aue und Killisfeld zu eine Maulbeerpflanzung mit etwa 7000 Stämmen; es lohnte sich das phantastische Unternehmen begreiflicherweise nicht, die Bäume wurden „versteigt", wie der Durlacher sagt, die Anstalt wurde zu einem Bade umgewandelt, das zu Ehren der verwitweten Markgräfin Amalienbad genannt wurde. Noch zu „meiner" Zeit war das Bad in Flor; schöner aber war der Schlittschuhweier davor, auf dem Durlachs Jugend wundervolle Eisfeste erlebte, für deren Zustandekommen nach Jahr und Tag der unermüdliche, in biblischem Alter noch heute in Durlach lebende Oberreallehrer Römmele in Dankbarkeit, namens ungezählter Schüler des Durlacher „Pro- und Realgymnasiums", herzlich gegrüßt sei. — Gehen wir südlich um die Stadt herum, kommen wir an einen eigentümlichen Weg, der sich Palmeien nennt. Dieses Wort ist eine Durlacher Eindeutschung von pall-mall oder baille-maille, bedeutet also eine Bahn, auf der früher Ball-, Kegel-, Wurf- und andere Spiele auf bretterbelegtem Boden betätigt wurden. Hinter dem Palmeien liegt der Schloßgarten, vor der jetzigen Ausfäuberung ein geheimnisvoll verwilderter Garten, in dessen Mitte eine Terrasse aufgeworfen war, die als „Tanzboden" in der Ueberlieferung fortlebte und die Bubenphantasie mit Reifrockdamen und Galanteriedegenkavalieren bevölkerte. Heute ist der Garten mit seinen riesigen Kastanienbäumen immer noch schön, aber der historische Ruch ist daraus entflohen. Nach dem Gang durch den Schloßgarten löschen wir unsern Durst an der köstlichsten Quelle des ganzen wasserreichen Durlacher Umkreises, dem Bäderbrünnele, das seit Jahrhunderten in nimmermüder Freundlichkeit sprudelt. Wir überqueren die Hauptstraße und münden in ein Sträßchen, dessen Namen „Königsgäßchen" zum Nachdenken reizt. In der Tat ist darin was geschehen, was in die Hohenstaufergeschichte gehört. Ende des 12. Jahrhunderts, im Streit der Welfen und Ghibelinen (die Zähringer standen bei den Welfen) kam der dritte Sohn des Kaisers Friedrich Rotbart, Konrad Herzog von Schwaben, durch Durlach, erblickte in einem Gäßchen der guten Stadt Durlach eine schöne Jungfrau. Nun, wie mal nicht nur junge Herzöge sind, er wollte die Durlacherin haben. Es gab aber damit einen schlimmen Handel; bei dieser Liebesaventüre ließ der Stauser sein Leben. Die einen Chronikschreiber sprechen davon, es habe ihn besagte tapfere Jungfrau in das Augenlid gebissen, daran er an schwarzem Brand gestorben sei. Ein anderer scheint mir aber, so wie ich die nicht gerade poetischen Durlacher kenne, eine wahrscheinlichere Schilderung zu geben, obwohl ich weder mit dem Einfühlungsgenie eines Macaulay noch mit der Darstellungskraft eines Treitschke sekundieren kann. Nach jener Lesart handelte es sich nämlich um eine ehrbare Bürgerin, an der sich der hitzige Schwabenherzog habe vergreifen wollen. Es kam aber gerade der Ehemann hinzu. Der stach nun den erlauchten Ritter mit einer Mistgabel, als dem ortsüblichen Handgewaffen, über den Haufen. Das ist natürlich nicht sehr dichterisch, aber es entspricht sicherlich der Wahrheit.

Um aus dem Nebel der historischen Anekdote zu kommen und gleichzeitig mit dem heutigen Karlsruhe einen Zusammenhang zu finden, sei erwähnt, daß als sozusagen Vorläuferin der Großherzoglichen Majolikamanufaktur seit dem Jahr 1723 in Durlach eine Fayencefabrik bestanden hat, die ihre Erzeugnisse nach dem Inland und Ausland trug und einen gewissen Ruf besaß. Eine Zeitlang arbeitet sie auch in Regie des Großherzogs Carl Friedrich, ging in Privathände über (Benckiser), und schlief dann ein, das Gebäude wurde in den dreißiger Jahren als Zichorienfabrik aufgetan. Nicht ohne Interesse für den Leser dieser Zeitung mag die Tatsache sein, daß die C. F. Müllersche Hofbuchhandlung in dem Namensvorgänger J. G. Müller in Durlach wurzelte, der 1787 eine Druckerei daselbst gründete. Die heutige Firma selbst datiert ihr Gründungsjahr indessen erst zehn Jahre später, also mit 1797 mit Carl Friedrich Müller als Gründer. (Vergl. Geschichte der C. F. Müllerschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe 1797 bis 1897.) Auch andere, heute noch in Karlsruhe vorkommende Namen haben ihren Ursprung in Durlach, wir nennen in flüchtigem Durchblättern der Namensregister nur Bürklin, Eichrodt, Eisenlohr, Fecht, Feigler, Malsch, May, Sachs, Vierordt und andere.

Mit dem Aufschwung Deutschlands nach dem 70er Krieg erwachte auch Durlach aus seinem geruhsamen, aber gesunden Altstädtleschlaf. Um den ursprünglichen Kern der Ringanlage Kelter-, Herren-, Kronen-, Lammstraße breitete sich das Stadtbild immer weiter aus, bis die gewaltige Umwerterin aller Werte unseres mechanistischen Zeitalters, die Industrie Durlach einfing und in ihre geldbringenden Arme nahm. Insbesondere war es die Weltruf gewinnende Gritznersche Nähmaschinenfabrik, die an erster Stelle das neue Gesicht der Stadt Durlach prägen half. Die landwirtschaftliche autochthone Bevölkerung macht zwar immer noch einen gewissen Teil der Einwohnerschaft aus und die „Rauppen" und „Schwarzbückel" leben wenigstens in witziger Rede fort, doch Zuzug und Allerweltsmischung haben so starke abschleifende Wirkung gehabt, daß man schon jetzt erkennen kann, daß in absehbarer Zeit Alt-Durlach nur noch in der Erinnerung leben und mit seiner ganz neuen Physiognomie im Alltag uncharakteristisch verschwinden wird.

Der alte Wegweiser.

Von Edmund Weiner.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn — —

Da stieß ich auf das Männlein.

Es stand unter einem altersgrauen Wegweiser und schmälte tapfer:

„Ist das auch noch was: „Chemische Fabrik"!" Das gibt's doch schon lang nimmer!! Kümmert sich da kein Mensch drum??! Natürlich, im Schwarzwald droben, wo unsereins nur alle Jubeljahre mal hinkommt, da müssen sie jeden Baum anpinseln und an jeden Pfahl einen Wegweiser hängen — da stimmt alles aufs Tüpfelchen!! Aber hier, wo nur die „gewöhnliche" Menschheit rumspaziert, keine Bergfexe und Wanderfatzken, da braucht's ja sowas nicht!! Unsereins kann ruhig in der Irre rumlaufen!! Hab' ich vielleicht unrecht??!!"

Und ein ganzes Armeekorps von Frage- und Ausrufzeichen sprang mir ins Gesicht.

Ich guckte mir erst das Männlein an — es hatte ein graues, etwas cholerisches Gesicht und eine entsetzlich spitze Nase darin, mit der es geradewegs auf mich Unschuldigen losstach —, dann den Wegweiser — — ei, ei, der war freilich ein bißchen antiquiert, denn er zeigte mit seinem sauber und haltbar mit Friedensfarbe aufgemalten Pfeil wirklich noch unentwegt nach der „Chemischen Fabrik", obgleich die schon längst durch ein „städtisches Gut" und das wiederum längst durch wieder was anderes abgelöst war.

Da biß also die Maus keinen Faden ab: der Wegweiser war falsch, und der Spitznasige hatte recht.

Und dennoch — ich konnte dem Männlein trotz seiner beifallshungrigen Blicke den Gefallen nicht tun, mitzuschimpfen. Denn ich muß gestehen, mir ist's immer eher eine Freude als ein Aergernis, wenn ich auf so ein Stücklein vergessenen Altertums stoße. Und ich glaube, daß es noch manchen andern altmodischen Menschen gibt, dem's ähnlich geht.

Zum Exempel, wenn er so ein altes, ehrliches Karlsruher Wirtshaus entdeckt — in entlegenen, stillen Vorstadtstraßen soll's noch welche geben — das noch dieselbe Fassade, dasselbe Wirtsschild, vielleicht sogar denselben Wirtsnamen trägt wie „damals" und einem schon von weitem zuzurufen scheint: Ja, guck nur, ich bin keine Bar und keine Diele und keine Kommunalverbandsstelle — ich bin ein Wirtshaus! Steht da nicht mit einem Schlage eine längstvergangene, friedlich-schöne und nie wiederkehrende Zeit vor ihm da?

Oder wenn sich etwa der alte Bahnhof in die Erinnerung schiebt! Wer denkt da noch an die drangvoll fürchterliche Enge, in der er sich am Sonntagabend bei der Heimkehr von fröhlicher, nicht durch Kleiderfirlefanz und andere Wandernarreteien verärgerter Schwarzwaldfahrt durch die Sperre schubsen lassen mußte? Oder an das viertelstundenlange, nur durch herzerfrischendes Schimpfen und Toben erträglich gemachte Hoffen und Harren im heißen, überfüllten Abteil am „Germania", wenn der Zug „keine Einfahrt" hatte? Oder an die hanebüchene Verulkung, die man am Ettlinger Uebergang immer erleiden mußte, wenn man zehn Minuten auf die Oeffnung der Schranken gewartet hatte, sich dann in der elften zur Benutzung der Unterführung entschloß, und in der elfeinhalbten, wenn man gerade unten angekommen war, merkte, daß oben die Pfähle hochgingen und die „andern" dann hohnlachend, um einige Nasenlängen voraus, vor einem hertänzelten?

Alles vergeben, vergessen und ausgelöscht! Nicht ausgelöscht aber die Erinnerung an unser altes, braves Kilometerheft, mit dem sich's so bequem und billig im Ländle herumfuhr, und an die vielen schönen und nahrhaften Sachen, die sich des Sonntags immer im Rucksack breitmachten, und daß es damals noch keine „Valuta" gab, und von 100 Rucksackträgern 99 nicht wußten, was ein „Schieber" sei. So eine freundliche Erinnerung an gutes Altes wiegt wohl manches Stück trüber Gegenwart auf — —

Und darum wollen wir auch mit so einem alten Wegweiser nicht allzu streng ins Gericht gehen und ihn ruhig stehen lassen, bis er vom Zahn der Zeit zernagt von selber geht. Mag er unserer Jugend, die ohnehin nur zu leicht und gern vergißt, noch ein Jährchen zehn oder zwanzig von dem erzählen, was dereinst gewesen, sie mahnen, darüber nachzudenken, wie's einmal auf heimatlichem Boden ausgesehen hat. Und wenn er damit auch nur in einer Seele ein Körnchen Heimatliebe zum Aufblühen bringt, so soll ihm seine „Falschheit" gern verziehen sein.

— — — — — — — — —

Das sucht' ich dem Männlein in längerer wohlgesetzter Rede klar zu machen. Aber es wird wohl nicht viel gebattet haben. Denn als es sich seitwärts in die Büsche schlug, war sein Gesicht noch grau und cholerisch wie zuvor und die Nase sogar noch um ein weniges spitzer und dräuender geworden.

Aus Bädern und Kurorten.

Herrenalb. Am Sonntag, 18. Juni, fährt der erste Abendzug ab Herrenalb 10.50 Uhr, der nunmehr regelmäßig verkehrt. Die Kurverwaltung veranstaltet an den in Frage kommenden Sonntagen Aufführugen aller Art, um den Besuchern Herrenalbs den Aufenthalt am Abend bis zum letzten Zuge recht abwechslungsreich zu gestalten. Am 18. findet außer einem Morgen- und Nachmittagskonzert der Kurkapelle unter Leitung von Kapellmeister Hunyaczek, die sich bereits besonderer Beliebheit erfreut, ein Vortragsabend des bekannten Humoristen und Vortragsmeisters Senff-Georgi statt. Die Reihe der Theater-Vorstellungen, die von Kurkommissar Lange mit den benachbarten Bühnen veranstaltet werden, haben erfolgreich mit einem Gastspiel der Städt. Schauspiele in Baden-Baden eingesetzt, es folgt am Sonntag, den 25. Juni die erste Aufführung des Karlsruher Landestheaters.

Baden-Baden. Die Zahl der Kurgäste beträgt bis heute 34 035.

Feuerio
Doppelfettseife
80% Fett
daher größte Ausgiebigkeit, das Beste für die Wäsche.
VEREINIGTE SEIFENFABRIKEN STUTTGART
Zu haben in allen einschlägigen Geschäften

Friedenweiler
südl. badischer Schwarzwald, 904 m
Wald- und Höhenluftkurort
I. Ranges
Kurhaus-Bes. Karl Baer
Prospekt gratis.

Expreßgut-Adressen
nach amtlicher Vorschrift jederzeit erhältlich bei
C. F. Müllerschen Hofbuchhandlung m. b. H.

Kurhaus Nordrach
(Bad. Schwarzwald)
Schöner, ruhiger Aufenthaltsort für Leicht-Lungenkranke. Zentral-Heizung. Elektr. Licht, Bad. Höhensonne. Man verlange kostenlos Prospekt Nr. 4.
Leit. Arzt: Dr. med. K. Weltz. Der Besitzer: Ludwig Spitzmüller.

Stadtgarten-Restaurant
Telefon 174 Karlsruhe Telefon 174
Schöne Lokalitäten. Gedeckte Hallen.
Kaffee mit eigener Konditorei
Vorzügliche Weine. ff. Biere.
Warme und kalte Speisen.
Inhaber: Max Schmitges.

Für die Reise gibt es nichts Praktischeres und Billigeres, als meine bewährte
Dauer-Wäsche
kalt abwaschbar, mit Ia Stoffeinlage. Weiter empfehle
Hosenträger, Krawatten, Schirme, Stöcke, sowie sämtl. Herrenartikel.
Spezialhaus für Dauerwäsche u. Herrenmode-Artikel
Andr. Weinig jr., Karlsruhe, Tel. 5476, Kaiserstr. 40

Herrenalb
Das Paradies des nördl. Schwarzwaldes.
Beliebter Tagesausflug von Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Pforzheim. — Touristenzielpunkt. — Prächtige Tannenwälder. — Herrliche Spazierwege. — Zahlreiche Aussichtspunkte. — Kuranlagen. — Conversationshaus. — Renom. Hotels, Pensionen, Villen, Sanat. etc. Mäßige Preise. — Ab 20. Mai täglich Konzerte der Kurkapelle, Theater etc. Nähere Auskunft durch die Kurverwaltung.

In jedem Hotel, Restaurant, Café usw. sollte das „Karlsruher Tagblatt" die Badische Morgenzeitung aufliegen!

Wald Heil
Wanderungen in die nähere und weitere Umgebung von Karlsruhe und in den Schwarzwald.
Neue Folge
Von E. Weiner
Taschenformat. In starkem Umschlag. Mit vier zweifarbigen Uebersichtskarten.
Preis Mark 5 —
ohne Karten Mk. 4.—
und Buchhändlerzuschlag
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verlag
C. F. Müllersche Hofbuchhandlung,
Karlsruhe Ritterstraße 1

Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage

Kräfte im Kleinen.

Von M. A. von Lüttgendorff.

Wenn uns ein Gang hinaus führt in die Natur, auf eine frischgrüne Wiese, über deren bunt leuchtender Blütenfülle es fliegt und summt von tausenden und abertausenden von Insekten, dann denkt inmitten dieser Pracht wohl kaum einer von uns an die ungeheuren Kräfte, die in allen diesen Kleintieren aufgespeichert sind. Wie sollte uns beim Anblick dieser zierlichen, farbenschillernden Fliegen auch die Prosa körperlicher Arbeitskraft in den Sinn kommen! Etwas mehr zum Nachdenken kommt man freilich, wenn man den Erdboden der gleichen Wiese betrachtet und sieht, wie es in jedem Quadratzentimeter Erde lebt und arbeitet, kriecht und gräbt und Lasten schleppt und sieht, welche unausdenkbaren, ja fast zahllosen Kräfte sich hier unten entfalten. Und in der Tat, viele von diesen kleinen Lebewesen haben Riesenkräfte in sich, Kräfte, die der vieltausendfach größere Menschenkörper auch nicht im entferntesten erreichen könnte. Wir Menschen sind armselige körperliche Schwächlinge gegen diese Kleintierwelt!

Schon die Bienen sind im Vergleich zu uns wahre Kraftwesen. Eine Biene, eine einfache, kleine Arbeitsbiene, vermag im Verhältnis zu ihrem Eigengewicht dreißigmal schwerer zu ziehen als ein muskelstarkes, arbeitsgewohntes Pferd, denn sie zieht das Zwanzigfache ihres Gewichts, während das Pferd nur das Sechs- bis Siebenfache seines Eigengewichtes zu ziehen imstande ist. Wie weit die körperliche Leistungsfähigkeit eines Lebewesens gehen kann, zeigt uns auch die Bienenkönigin. Im Januar und Februar beginnt sie Eier zu legen. Zuerst nur 200 bis 300 Eier im Tage, allein dabei bleibt es nicht, und schließlich werden es 4000 bis 5000 Eier täglich. Um diese Leistung vollbringen zu können, muß sie allerdings jeden Tag das dreifache ihres Körpergewichts an Nahrung zu sich nehmen.

Krafttiere im wirklichen Sinne des Wortes sind die Käfer. Untersuchungen, die der Naturforscher Plateau seinerzeit vornahm, ergaben, daß die Kraft eines Maikäfers der einer Lokomotive entspricht. Man ließ den Käfer zu diesem Zweck einen kleinen Wagen ziehen, der mit Grammgewichten beschwert, im Vergleich zu dem Körpergewicht des Käfers ungefähr dem Gewicht eines von der Lokomotive in Bewegung gesetzten Eisenbahnzuges gleichkam. Ein nur wenige Millimeter großer Splintkäfer, dessen Eigengewicht 0,032 Gramm betrug, war imstande, eine Zinnbüchse, die 114 Gramm wog, als man sie auf ihn gestellt hatte, auf der einen Seite zu heben, und der Last zu entschlüpfen. Er hatte, da er nur die Hälfte der Büchse in die Höhe gehoben hatte, gleichwohl das 1800fache seines eigenen Körpergewichtes gehoben, eine Leistung, die ein Mensch, der 75 Kilogramm wiegt, nur dann nachahmen könnte, wenn es ihm gelänge, eine Last von 135 000 Kilogramm aufzuheben. Ein Mensch, der das vermöchte, war noch nie da und wird auch nicht leben, solange die Erde steht.

Die Stubenfliege kann sich, was ihre Körperkraft betrifft, den Käfern würdig zur Seite stellen. Man sieht es ihr zwar nicht an, wenn sie so leicht und schnell um uns herumsummt, aber auch sie hat mehr als „Pferdekräfte", denn an ihr gemessen, erscheint die Muskelstärke des Pferdes nicht besonders imponierend. Sollte man es glauben, daß es die Stubenfliege zuwege bringt, mit ihren Füßen ein Streichholz in freier Luft zu halten? Und doch ist es so; ernste wissenschaftliche Untersuchungen haben den Beweis geliefert. Der Mensch, der diese Leistung nachahmen wollte, würde wiederum sehr klein vor dem winzigen Lebewesen dastehen. Denn er müßte einen Balken tragen, der 8½ Meter lang wäre und 1600 Quadratzentimeter Seitenfläche besäße.

Die Sprungkräfte des Flohs hat wohl so ziemlich jeder von uns schon beobachtet, vielleicht sogar auch mit einer ärgerlichen Bewunderung dieser Leistung. Bewunderung und Staunen verdient sie auch wirklich, die Springerei des braunen Kerlchens. Rund zweihundert Mal höher kann er springen, als sein eigener kleiner Körper groß ist. Ihm gleichtun könnte es nur der Mensch, der einen 300 Meter hohen Punkt übersprünge. Gleichzeitig ist der Floh aber auch ein kräftiger Lastenzieher: er vermag das 80fache seines Gewichtes zu ziehen und steht damit also auch wieder hoch über dem Pferd, selbst über dem Elefanten, der bekanntlich unser muskelstärkstes Großtier ist.

Auch die Arbeitskraft der Ameise übersteigt jede menschliche Kraft um ein vielfaches; wir brauchen einer der fleißigen Arbeiterinnen nur einmal zuzusehen, welche im Verhältnis zu ihrem Körpergewicht — schweren und überschweren Lasten sie weite Strecken schleppen kann. Dabei zeigt die Ameise eine schier unermündliche Arbeitskraft. Lubbock, der berühmte Insektenforscher, beobachtete einmal eine Ameise von 6 Uhr morgens bis zum späten Abend, und während dieser langen Stunden war sie nicht einen Augenblick untätig. Zudem sind die Ameisen auch famose Läufer. Eine tropische Ameisenart hat die Eigentümlichkeit, bei großer Hitze außerordentlich schnell dahinzurasen. Bei der Messung ihrer Schnelligkeit zeigte sich, daß solche Ameisen bis zu 12 Meter in der Minute zurücklegten. Nicht weniger erstaunlich ist auch die Lebensfähigkeit dieser Tiere. Um sie zu erproben, hielt man Ameisen, die doch ausgesprochene Luftatmer sind, tagelang unter Wasser und zwar, um die Erstickungsgefahr zu erhöhen, in sterilisiertem und destilliertem Wasser. Aber sie zeigten sich verblüffend standhaft. Von 18 Ameisen überstanden 17 der Tiere einen viertägigen Aufenthalt im Wasser ohne Schaden, und von 12 Ameisen überdauerten 7 sogar eine achttägige Wassergefangenschaft. Weiterhin hat man beobachtet, daß Ameisen, denen der Kopf abgetrennt wurde, noch volle 45 Tage weiterleben, und andere, die, von Vögeln angefallen, den Hinterleib eingebüßt hatten, ruhig weiter arbeiteten, ja selbst an Kämpfen teilnahmen wie ihre unverletzten Genossen. Sind solche Lebenskräfte in so winzigen Körpern nicht in der Tat unfaßbar?

Hervorragend durch ihre Körperkraft sind auch die Termiten, die „weißen Ameisen" der Tropen. Die Kraft ihrer Kiefer, die ihnen erlaubt, nahezu alles, was ihnen in den Weg kommt, zu zerstören, läßt sie wirklich fast vor keinem Material zurückschrecken, und es ist deshalb auch nicht weiter verwunderlich, daß viele Eingeborene Javas allen Ernstes behaupten, die Termiten verzehrten mit Vorliebe auch Silberdollars. Das tun sie nun freilich nicht, aber es gelang ihnen doch einmal, den Gouverneurspalast zu Madras in Indien derart zu unterhöhlen, daß er eines schönen Tages einstürzte, und auf einem englischen Kriegsschiff, auf das sie verschleppt worden waren, brachen die Kanonen durch das Verdeck in den Schiffsraum hinunter, weil die Termiten das Verdeck fast vollständig zerfressen hatten. Solche Beispiele von der ungeheuren Zerstörungskraft der Termiten sind Legion. Allerdings sind es bei den Termiten nicht immer nur die Körperkräfte, die jene gewaltigen Zerstörungen hervorrufen. So zeigten z. B. vor einigen Jahren die unterirdischen Kabel zwischen den Städten Sidney und Adelaide in Australien schwere Beschädigungen, die, wie die Untersuchungen ergaben, durch Termiten verursacht waren. Die Bleimäntel der Kabel waren, obgleich man sie mit einer 10 Zentimeter dicken Steinmörtelschicht umgeben hatte, fast gänzlich vernichtet und man nahm denn auch wie gewöhnlich an, daß die Termiten die Kabel angenagt hätten. Das war aber doch nicht der Fall, denn man stellte schließlich fest, daß die Beschädigungen des Metalls diesmal auf der Einwirkung der Ameisensäure beruhten, die von den Tieren — die übrigens gar keine wirklichen Ameisen sind — ausgeschieden wird. Nur die, freilich auch fast metallharte Kleinmörtelschicht hatten sie durchnagt.

Nicht in ihren Beißwerkzeugen, sondern hauptsächlich mit einem anderen Körperorgan entwickeln die Holzwespen eine auffallende Kraft. Mit ihrem langen, spitzen, am Hinterende ihres Körpers sitzenden Legebohrer sind sie imstande, tief in frisches Holz hineinzubohren, um ihre Eier abzulegen. Einen Begriff von der Muskelkraft und Geduld eines solchen Insekts kann man sich machen, wenn man versucht, mit einer dünnen Nadel auch nur einen Zentimeter tief ins Holz einzudringen; zweifellos wird es mißlingen, und die Nadel wird abbrechen. Der Insektenkörper jedoch, der sich beim Bohren rechtwinklig gegen das Holz stemmt, besonders aber der haarfeine Stachel, sind so stark, daß die Wespe ihr mühevolles Werk nicht nur einmal, sondern oft vollbringt, denn in eine Bohröffnung wird immer nur je ein Ei gelegt. Noch geschickter als die Holzwespen sind aber ihre Feinde, die Schlupfwespen. Ihre Feinde deshalb, weil sie ihre Eier in die tief innen im Holz sitzenden Larven der Holzwespen legen. Bis 6 Zentimeter tief bohrt die Schlupfwespe ihren Legebohrer ins Holz hinein und immer ganz genau dahin, wo der kleine Körper einer Holzwespenlarve sich gerade befindet. Mit welch unendlich feinem Sinn die Schlupfwespe ausgestattet ist, um durch die dicke Holzschicht hindurch die Anwesenheit der Larve zu erkennen, das wissen wir noch nicht, allein sie muß einen solchen besitzen und dazu die staunenswerte Muskelkraft, die dazu gehört, das Holz zu durchdringen, um ihrer Brut eine Heimstätte zu verschaffen.

Märtyrertum und Volkswitz.

Von E. v. Borries.

Wer durch die Münstergasse in Straßburg auf das Münster zugeht, erblickt, wenn er aus der engen Straße auf den schmalen Domplatz einbiegt, halbrechts vor sich das nach der dahinter gelegenen Kapelle genannte Laurentiusportal. Der nördlichen Querhausfassade des herrlichen Gotteshauses ist ein von einer durchbrochenen Galerie gekrönter einstöckiger Bau vorgelegt, der ebenso wie die dazu gehörigen Skulpturen in den Jahren 1494 bis 1505 in einer Gotik ausgeführt worden ist, die, um die herrlichen Gebilde ihrer Glanzzeit zu übertreffen, ihre technische Fertigkeit in gewagten Kunststücken prunken ließ. Ueber der Eingangstüre springt Mauerwerk und Galerie in mehrfach gebrochenen Falten vor und bildet in kunstvoller Nachahmung des schweren, steifen, gespannten Stoffes einen mit mehreren auf das zierlichste gezackten steinernen Zipfeln geschmückten Baldachin. Durch diesen Baldachin wird eine von dem Türsturz getragene plastische Darstellung des Martyriums des heiligen Laurentius beschattet und zugleich umrahmt und hervorgehoben. Laurentius, der, weil er als Diakonus der Christengemeinde zu Rom den Kirchenschatz den Behörden nicht ausliefern wollte, im Jahre 258 auf einem Roste verbrannt wurde, gehört zu den bekannteren Heiligen: Philipp II. von Spanien baute zum Dank für den am 10. August, dem Laurentiustage, des Jahres 1557 über die Franzosen errungenen Sieg bei St. Quentin das Riesenschloß und -kloster Escorial an den südlichen Hängen der Sierra de Guadarrama in Form eines Rostes, und der mächtige und prächtige Sternschnuppenschwarm, der alljährlich die Erdbahn in den Tagen vom 8. bis 12. August kreuzt, führt den schönen Namen: die Tränen des hl. Laurentius.

So mag es wohl auch gekommen sein, daß die Straßburger sich mehr für den hl. Laurentius als für die vielen Hundert anderen schönen Bildwerke am Münster interessierten. Die Gruppe stellt augenscheinlich den Beginn des Trauerspiels dar. Man erkennt das Gestell des Rostes, unter dem Brennholz sorgfältig aufgeschichtet liegt, und von dem die Kette, mit der der Heilige gefesselt war, herabhängt; ein jugendlicher Häscher kniet rechts davon und hält die brennende Fackel an das Holz. Der Heilige selbst wird von zwei bärtigen Henkern, von denen der eine ihn an den Schultern, der andere an den Unterschenkeln gepackt hat, auf dem Rost zurecht geschoben; er ruht, was selbstverständlich seine künstlerischen Gründe hat, auf der rechten Hüfte, legt die rechte Hand aufs Herz und hält den Oberkörper noch halb aufgerichtet.

Der Straßburger, der die Gruppe im Vorübergehen betrachtete, sah die Sache etwas anders an. Er glaubte die Verbrennung schon im Gange, sah den Körper des Heiligen auf der einen Seite liegend, sein Antlitz scheinbar dem einen Henker zugewandt und schob ihm die Bitte unter, man möge ihn auf die andere Seite drehen. Wenn man mit einem Straßburger dort vorüberging, so fragte er wohl: „Was glauben Sie, daß der hl. Laurentius gerade sagt?" und fügte sofort hinzu: „Er sagt: Wende mi!" (d. h. dreht mich um, daß ich auf der anderen Seite auch geröstet werde).

Literatur.

J. E. Poritzky: „Dämonische Dichter". Rösl & Cie., München. Brosch. 60 Mk., geb. 90 Mk.

In dieser Sammlung kritischer Beurteilungen werden die verschiedenartigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren und neuesten „schönen" Literatur besprochen. Die dämonischen Dichter vom Schlage Edgar Allan Poes und E. T. A. Hoffmanns nehmen darin nur den ersten Teil ein, eine zweite Reihe Betrachtungen gilt den nordischen Dichtern, unter denen Strindberg und Selma Lagerlöf die bekanntesten Namen sind, eine dritte den Russen vom Lyriker Kolzow an bis etwa Kuprin und Artzibaschew und anderen zeitgenössischen Erzählern. Es handelt sich hier in der Hauptsache um den Versuch, seltsame, abseitige und dem üblichen Geschmack widerstrebende Persönlichkeiten dem Verständnis des deutschen Lesepublikums nahe zu bringen. Zu diesem Zweck sei das anregende Buch warm empfohlen. Dabei ist als selbstverständlich vorausgesetzt, daß man sich gegen Unbedenkliches oder Gewagtes gebührend zur Wehr setzt. Man wird auf Sätze stoßen, die man etwa umkehren muß, um auf die Wahrheit zu kommen. Beispielsweise ist es wohl wahr, daß sich moralisch Verkommene oft zu künstlerisch wertvoller Arbeit erheben. Wenn man aber den Standpunkt altjüngferlicher Engherzigkeit beiseite läßt, darf man ruhig behaupten, daß ein Schriftsteller nur dadurch oder insoweit im Schaffen anständig sein kann, wie er als Mensch anständig ist oder geblieben ist. Dr. Sch.

Das heimliche Herz. Roman von Carry Brachvogel. Verlag J. Engelhorns Nachfolger Stuttgart. In dem scheinbar leicht hingeplauderten Roman steckt viel ernste Kunst. Er schildert in reich bewegter, überaus spannender und doch seelisch vertiefter Handlung den Kampf selbstloser wie selbstsüchtiger Liebe gegen dunkle Gewalten, die unerkannt, von Vorvätern ererbt, im Herzen des Menschen schlummern und ihn auf Wege drängen, von denen er nichts ahnte. Die kluge stille Elly von Tasch schenkt Herz und Hand Dr. Buchberg, einem Manne, der es verstanden hat, sie über sein Doppelleben hinwegzutäuschen. Ein trauriger Zwischenfall am Hochzeitstag und nicht zuletzt die Stimme ihres heimlichen Herzens bewegen sie zur Abkehr von ihrem Verlobten in letzter Stunde. Sein Tod und äußere Zufälligkeiten klären überraschend sein eigenartiges Erdendasein.

Das Telephon.

Von Hans Reimann.

Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Frankfurt am Main hat um die sechziger Jahre einen Apparat erfunden, von welchem im Brockhaus ausgesagt ist, daß durch eine Membrane, gegen welche man sprach oder sang, der Strom einer galvanischen Batterie in rascher Folge abwechselnd geschlossen und unterbrochen wurde, während der Strom an der Empfangsstelle eine Drahtspule durchlief und den in die Spule eingelegten dünnen Eisenkern in tönende Längsschwingungen .... Goldene Worte.

Die Erfindung des Herrn Philipp Reis ist bekannt geworden unter dem Namen „Telephon". Ich weiß nicht, ob Herr Philipp Reis das Telephon erfunden haben würde, falls er die Folgen übersehen hätte. Mehr oder minder verhält es sich wohl mit allen Erfindungen so — mit Pulver, Druckerschwärze, Amerika und Kohlrübenmarmelade —, daß die Urheber in prachtvoller Ahnungslosigkeit darauflos experimentiert haben, bis sie mit dem fertigen Resultat vor ihre Mitmenschen traten, ohne Rücksicht darauf, ob diesen die jeweilige Entdeckung willkommen sei oder nicht, und mochte auch manche Neuerrungenschaft auf den ersten Anhieb etwas Bestechendes, Bahnbrecherisches, Zivilisatorisches haben: ein paar Jährchen oder Jahrhündertchen später wäre man froh gewesen, wenn der inzwischen ins Lexikon untergeschlüpfte Geist etwas weniger Epochales ausgeheckt hätte.

Am Telephon ist emsig herumverbessert worden, und heute sind wir glücklich soweit, daß die Besseren unter uns die primitive, telephonlose Zeit zurückwünschen. Einst jedoch (— ich sage „einst", und es ist noch gar nicht lange her!) ... einst war es eine Lust, zu telephonieren, und ich weiß von einem Menschen namens Dietolf Lamberkeit, der — — nein, mit einem Relativsatz ist das nicht abzumachen. Die Geschichte will erzählt sein. Denn Dietolf Lamberkeit ist schuld am Niederbruch des gesamten Telephonwesens.

Sie werden sich, mein Bester, wenn Sie viertelstundenlang auf das Fräulein vom Amt warten mußten, die Frage vorgelegt haben, was denn in aller Welt der Grund ist, ausgerechnet Ihnen gegenüber so garstig zu sein, wo Sie doch wissentlich keine einzige Telephonistin in der Ehre gekränkt haben. So mögen Sie heute endlich erfahren, daß Dietolf Lamberkeit dafür verantwortlich zu machen ist, wenn sich niemand meldet, oder, falls dennoch verbunden wird, eine falsche Nummer mit Ihnen spricht.

Dietolf Lamberkeit — um es rundheraus zu sagen — war ein überflüssiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und sein Tun und Treiben bestand darin, daß er weder etwas tat, noch etwas trieb. Seine Lieblingsbeschäftigung war: auf der faulen Haut zu liegen und sich die gebratenen Tauben in den Mund fliegen zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß Dietolf Lamberkeit, ein reicher Parasit, an Langeweile litt und selbige auf mannigfaltige Weise zu vertreiben suchte. Zu faul, amurösen Vergnügungen nachzujagen oder irgendwelchen noblen Passionen zu huldigen, lag er den geschlagenen Tag auf dem Diwan seines Studios und tüftelte Methoden aus, die ihm ermöglichten, unterhaltsamen Lustbarkeiten obzuliegen, ohne Fuß oder Finger rühren zu müssen. Dieweil er ein Mensch von üppigster Phantasie war, ließ er sich ein Telephon legen (dies war damals eben noch möglich), nahm den Hörer zur Hand und sagte: „Bitte 17 428!" Die gewünschte Nummer meldete sich. Lamberkeit nannte seinen Namen, bestellte für 200 Mark Crêmeschnitten nach der Lessingstraße 28, mit quittierter Rechnung abzugeben bei Höfer, und hängte den Hörer wieder an. Die 17 428 hatte er im Telephonbuch nachgeschlagen und die Adresse des Standesbeamten Höfer ebenfalls. Hierauf verlangte er Nr. 377. Eine Stimme antwortete: „Hier Weißflog und Morgenstern". Lamberkeit fragte, ob einer der Herren Chefs am Apparat sei. Die Stimme tönte zurück: „Hier ist Weißflog persönlich!" — „Herr Weißflog," rief Lamberkeit, „nehmen Sie ein Auto und fahren Sie so rasch wie möglich nach Hause. In Ihrer Familie ist soeben die Reblaus ausgebrochen!" und hängte an und blätterte im Telephonbuch und ließ sich mit 11 004 verbinden. Eine Dame machte „Halloh?" Lamberkeit sprach: „Hier Ministerium des Aeußern, Abteilung für bösartige Hautkrankheiten. Wir erwarten Sie Punkt 5 Uhr an der Siegessäule, widrigenfalls Strafvollzug eintritt!" und hängte den Hörer an, sich im Geiste weidend an den verdutzten Gesichtern der Apostrophierten. Dann bestellte er telephonisch eine Kolonne Möbelwagen nach der Wohnung eines seiner alten Schulfreunde, der sein möbliertes Zimmer zu verlegen dachte und im Besitze von Summasummarum zwei Zahnbürsten war. Dann schickte er per Telephon den Hausmeister eines Krematoriums in eine Gastwirtschaft der nördlichsten Vorstadt, wo ein Brillantring im Werte von 3000 Mark unter der Hand verlost werden sollte. Dann ließ er telephonisch drei Dutzend vernickelte Dachtraufen an der Villa eines nach Aegypten verreisten Verlegers anbringen. Dann erwirkte er — immer auf telephonischem Wege — daß eine Schar berittener Schutzleute nach dem Lunapark beordert wurde — zwecks Verhaftung der dortselbst wasserrutschbahnfahrenden gemeingefährlichen Spione Palmström und Korff. Dann bestellte er diverse Hebammen für nachts 1 Uhr zu einem mehrfach verheirateten Kinostern und alarmierte um die gleiche Zeit, sowie im Namen des Oberhofmarschallamtes vier Schwadronen der Berliner Müllabfuhr-Ulanen nach dem Tempelhofer Feld behufs Verteilung von Freikarten für das Ballett Charell.

Tagelang saß Dietolf Lamberkeit am Telephon und richtete Blödsinn an. Unermüdlich, zäh, grinsend. Wie wenig normal der Mann war, erhellt sich sowohl aus der Tatsache, daß er — nach Ausarbeitung eines mit raffiniert gewählten Beispielen illustrierten Leitfadens — in sämtlichen Städten Deutschlands Agenten unterhielt, die, mit fürstlichem Sold ausgestattet, nichts anderes zu tun hatten, als die Nasführ-Methode des Erfinders anzuwenden und rastlos bei ihren Brüdern und Schwestern in Philippo Reis anzuläuten. Die Sache ist nie recht ruchbar geworden, weil ein jeglicher vor der Schadenfreude des anderen bangte und räuberlich für sich behielt, daß er sich hatte mystifizieren lassen. Aber die Postbehörden standen Qualen aus und stellten ein Heer von Spitzeln auf die Beine, damit dem allem Anschein nach bestorganisierten Telephonbuben auf den Leib gerückt werde. Diese waren leider nirgends zu fassen, indem sie sich der in Restaurants, Kaffeehäusern und öffentlichen Gebäuden befindlichen Apparate oder Telephonautomaten bedienten.

In ausgedehnten Konferenzen hat man beratschlagt, wie dem verrückten Treiben der telephonierenden Quälgeister wirksam zu begegnen sei, bis endlich ein ganz gerissener Schlaumeier folgenden Vorschlag aufs Tapet brachte: Man lasse jeden Fernsprechteilnehmer, der eine Nummer verlangt, eine Viertelstunde lang warten, ehe man ihn verbindet. So könne man sicher sein, daß die übel angebrachten Narrenpossen jener unauffindbaren Burschen aufhören würden, und habe sich erst einmal herumgesprochen, daß alles Telephonieren eine Nervenplage sei, dann werde kein Mensch mehr zu seinem Vergnügen einen Hörer in die Hand nehmen.

Der Vorschlag wurde einstimmig akzeptiert, und Dietolf Lamberkeit sah sich genötigt, die Orgalam (Organisation Lamberkeit) aufzugeben. Er verlegte seinen Wohnsitz in die Schweiz und telephonierte dorten, unsicherem Vernehmen nach, aus Herzenslust.

Wir aber löffeln aus, was er eingebrockt hat.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg